

# Die letzte Reise kennt viele Wege

Für das Unfassbare gibt es keine Worte. Deshalb wählen Bestatter, wenn sie über den Tod reden, geradezu poetische Begriffe, sprechen von Seelenschiffen und vom Garten der Erinnerung. Das klingt nach Ewigkeit. Kommt die Sprache aber auf die eigene Branche, hört man regelrecht, wie kurzlebig sie ist, wie eng und technisch. Müsste man ein einzelnes Wort finden, um die Note des Bestattungswesens zu beschreiben, das gäbe es: Es wäre das Wort „Niederlassungsfreiheit“.

Dieser fürchterlich europarechtlich-bürokratische Begriff ist einerseits das, worunter die Bestatter leiden: Darunter, dass ihr Markt jetzt ein freier ist und sich Firmen aus dem In- und Ausland niederlassen können, wo es ihnen gefällt. Andererseits ist die „Niederlassungsfreiheit“ genau das, was die Kunden wollen: Die möchten ihre Angehörigen zur letzten Ruhe betten, wo und wie es ihnen passt. Und nicht mehr so, wie es alte Riten, starre Kirchen oder harte Gesetze fordern. Früher sagte man: Wenn es ein krisensicheres Geschäft gibt, dann ist es doch wohl das Bestattungsgewerbe. Denn gestorben wird immer. So weit stimmt das, zumal eine Zahl recht konstant ist: Es sind rund 850 000 Todesfälle pro Jahr, von denen die Branche lebt. Wenn die Babyboomer mal in die Jahre kommen, wird die Zahl steigen, aber danach werden die Todesfälle angesichts von Pilenknick und sinkenden Geburtenraten abnehmen. Und während sich 1980 gerade 2000 Bestattungsunternehmen den deutschen Markt teilten, sind es heute 4500, doppelt so viele. „Nach dem Fall der Mauer drängten viele Betriebe aus dem Osten und Osteuropa auf den Markt“, sagt Dominic Akyel, der sich am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung durch die Strukturen des Bestattungsmarktes geackert hat.

Wer den Beruf des Bestatters ausübt, macht es in aller Regel hauptberuflich und zu 90 Prozent als Familienunternehmer. Allerdings sind inzwischen Konzerne aus Amerika und Belgien angereicht und machen Familienfirmen das Leben schwer. Einige kleinere Firmen schließen sich größeren Ketten an wie der Ahorn AG.

Mit dem Tod lässt sich ein Geschäft machen: Rund 13 Milliarden Euro werden jedes Jahr für alles rund um Beerdigungen ausgegeben. Davon bleiben 15 Prozent bei den Bestattern hängen. Der Rest landet bei Gärtnerinnen, Floristen, Ausstatter, sogar Werbeagenturen und natürlich bei den Sargherstellern. Gerade bei Särgen und Urnen ist der Preisdruck enorm: „Anfangs haben viele die Konkurrenz mit den Billigsärgen aus Osteuropa belächelt“, sagt Akyel, „den Qualität wurde immer besser. Und jetzt kommen schon die meisten Särgen aus Tschechien oder der Ukraine.“ Die größte Sargfabrik in Nordrhein-Westfalen hat ihre Produktion schon nach Tschechien verlagert.

Die Deutschen wollen immer weniger fürs Begräbnis bezahlen. Zwar hält sich die Vorstellung, dass eine Beerdigung eine der teuersten Anschaffungen des Lebens ist und kurz hinter Einbauküche und Mittelklassewagen rangiert, mindestens aber der Hochzeit finanziell den Rang abläuft. Aber genau weiß es keiner. „Tatsächlich sieht die Realität schon anders aus: In Großstädten wie Berlin bringen Bestatter schon jeden zweiten Verstorbenen völlig anonym unter die Erde – weil das schon für 600 Euro möglich ist. Und es sind längst nicht mehr nur Sozialbegräbnisse, bei denen weder Geld noch Angehörige da sind. Oft haben es sich die Verstorbenen selbst so gewünscht, weil sie der Familie keine hohen Kosten aufbürden wollen.“ Die Leute haben angefangen, sich darüber Gedanken zu machen, was eine Beerdigung kostet, sagt Forscher Akyel. Fragt man die Bevölkerung, welche Summe sie zu zahlen bereit ist, sagt jeder Dritte laut einer Ennli-Umfrage: Mehr als 5000 Euro sollen es bitte nicht sein. Darauf haben sich viele Bestatter eingestellt. Eine „Standard“-Beerdigung kostet 3800 Euro, allerdings ohne Friedhofgebühren.

Es geht nicht um Geiz oder darum, dass kein Geld für die letzte



Der Rubewald ist als Begräbnisort sehr gefragt.

Foto Kai Nolden

## Der Eichensarg im Reihengrab hat bald ausgedient. Die Beerdigungen werden immer individualistischer, und die Gräber pflegeleichter. Der Bestattermarkt ist im Umbruch.

Von Nadine Oberhuber



Die Rederei Hobe Däne hat sich auf Seebestattungen spezialisiert.



Hier wird ein Fußballfan zu Grabe getragen.

Reise da wäre. Die traditionelle Form des Bestattens passt nicht mehr zum modernen Leben. „Die Menschen sind mobiler geworden, und die religiöse Prägung hat nachgelassen, deshalb gibt man nicht mehr so viel Geld für ein Grab aus, an das man nicht mehr geht“, erklärt Akyel den Wandel. Die Beerdigung verliere gesellschaftlich an Bedeutung: Früher war sie eine Angelegenheit, bei der das ganze Dorf zusammenkam, „heute kann man billiger bestatten, weil man viel weniger repräsentieren muss“.

Das heißt nicht gleich, dass ein Verfall der Trauerkultur zu beklagen wäre – im Gegenteil, sagen diejenigen, die diese Kultur stärken wollen wie Geschäftsführer Herrmann Weber von der Initiative Aeternitas: „Früher gab es eine Einheit im Tod: Ein passendes Grab für alle. Jetzt gibt es für jeden ein anderes Grab. Das spiegelt die Vielfalt der Menschen wider.“

Das heißt die Arbeit der Bestatter verändert: Feuer-, See- und Naturbestattungen organisieren sie heute. Asche wird in Fußballstadien verstreut, aus dem Ballon abgeworfen, mit Satelliten ins All geschossen oder zu Diamanten gepresst. Das sind zwar die exotischsten Varianten, aber eines zeichnet sich ab:

Das klassische Reihengrab ist ein aussterbendes Modell. Es hält sich in sehr katholischen Gegenden. Die katholische Kirche war es auch, die mal die Ganzkörperbestattung zur Norm erhob, weil das die Auferstehung erleichtere. Römer, Kelten und Germanen dagegen pflegten die Feuerbestattung, zu der nun viele zurückkehren. Immer mehr Menschen werden neuerdings in Ruhewäldern bestattet, ausgewiesene und natürlich bewirtschaftete Waldstücke, in denen man sich beerdigen lassen kann. Wer will, kann sich schon zu Lebzeiten einen Baum aussuchen und für die Familie reservieren. Zu dessen Wurzeln wird dann die Urne vergraben. Auf Wunsch trägt der Baum eine Plakette mit dem Namen des Verstorbenen. Mehr nicht. Es gibt keinen Stein, keine Blumengebinde, allein die Natur soll das Grab pflegen. Und die Angehörigen finden nur hin, wenn sie die GPS-Koordinaten des Baumes kennen und sich mit dem Ortungsgerät auf den Weg machen.

Das Entscheidende aber, sagen diejenigen, die sich professionell um Trauernde kümmern: „Die Beerdigung wird privater“, sie geht weg von Friedhof und Kirche, sie geht immer öfter beim Bestatter oder in

der Natur zelebriert. Heute gestalten Angehörige die Abschiedsfeiern selbst, zimmern sogar Särgе, und die Bestatter leisten psychologischen Beistand. Man könnte auch sagen: Sie erfinden ihren Berufsstand neu. Denn mit jedem neuen Konkurrenten und Kunden merken sie: „Wir sind nicht mehr überlebendfähig ohne Produktinnovationen.“

Zu den ausgemachten Verlierern gehören längst die Friedhöfe. Noch müssen Verstorbene per Gesetz auf Friedhöfen beigesetzt werden. Aber die Regeln weichen auf: Es gibt erste Kolumbarien, Urnenwände bei Bestattern, den ersten

privaten Friedhof Deutschlands (siehe Porträt unten) und einen regen Beerdigungstourismus in Nachbarländern: Geschützte 30 000 Verstorbene pro Jahr lassen ihre Überreste etwa in der Schweiz oder Holland verstreuen oder in Urnen fällen. Die können Familien dann mitnehmen.

Längst kämpfen die städtischen Friedhöfe mit riesigen „Überhangflächen“ und erhöhen darum stetig ihre Gebühren. Das verstärkt eher den Drang weg vom Gottesacker. Es wird wohl eine Frage der Zeit sein, bis der Friedhofszwang wie in anderen europäischen Ländern fällt und es auch bei uns eine wirkliche Niederlassungsfreiheit gibt.

## So viel kostet eine Bestattung



## „Ich nehme den Tod ganz persönlich“

Fritz Roth hat den ersten privaten Friedhof Deutschlands eröffnet. Nicht nur damit hat er dem Bestatter-Business ganz neues Leben eingehaucht

VON NADINE OBERHUBER

Es ist, als erinnere er sich an jeden einzelnen Fall. Das muss man nach 26 Jahren voller Todesfälle erst mal schaffen. Vielleicht liegt es daran, dass Fritz Roth sie nicht gezählt hat. Denn für ihn sind die Verstorbenen keine Nummern, sie sind geliebte Leben. Und davon wird ein Stückchen wieder lebendig, wenn die Angehörigen in seinem Trauerhaus die Geschichten dieser Leben erzählen. Oder wenn er sich an sie erinnert. Wenn man zuhört, wie er die Witwe schildert, die ihrem Mann eine Abschiedsfeier wie im Fußballverein schenkte mit dem Satz: „Mein Mann war nämlich auch ein Weltmeister!“ Und wenn er von der Familie redet, die für ihr kleines Kind einen Sarg schreinerte, der aussah wie ein Spielhäuschen, dann weiß man nicht recht, ob man lachen oder weinen soll.

Im Grunde will er genau das. Fritz Roth beginnt wie ein Psychologe: „Ich will, dass wir den Tod wieder ganz persönlich nehmen.“ Das ist noch nicht alles. Denn dann ruft Roth wie ein Revolverzug zum „zivilen Ungehorsam“ auf und fordert, die Toten wieder zu Hause aufzubahren.

Roth führt die Besucher durch den Keller seines Bestattungshauses in Bergisch-Gladbach, wo sie im Wandelgang das menschliche Leben abschreiten. Die Ausstellung würde genauso gut in die Pinakothek der Moderne passen, und Roth wäre sicher kein schlechter Museumsdirektor. Dann schlägt er einen religiösen Haken zur Ausgangsfrage: „Die Tränen der Freude und die der Trauer kommen aus einer Quell. Muss man sie dann trennen?“ Besser hätte es auch ein Priester nicht gesagt. Schließlich wäre Roth ja fast einer geworden.

Erst schien sein Weg als Bauer im Bergischen Land vorbestimmt, doch dann ging er in die Schule zu den Steyler Missionaren. In



Der Bestatter Fritz Roth revolutioniert die Branche.

Foto Kai Nolden

letzter Minute seilte er sich ins Betriebswirtschaftsstudium nach Köln ab und wurde Unternehmensberater. Fast wäre er als Ma-

nager zum Stromkonzern gewechselt, aber davor bewahrte ihm sein Schwiegervater, als er ihm erzählte, der Bestatter Pütz in Bergisch Gladbach suche einen Nachfolger. So kam Fritz Roth zur Firma. Und seitdem hat er der Bestatterszene ganz schön Leben eingehaucht.

Wogegen er sich wehrt, sind pomposе Kulissen („hier wird keiner geschminkt, das ist kein Hollywood-Tod“) und starre Gesetze: „Wir Deutschen reglementieren den Tod zu sehr.“ Bei Roth müssen Verstorbene nicht „an für Leichen vorgesehene Behältnisse verbracht werden“. Da können Angehörige selbst Hand anlegen und Särgе bauen. Wer will, kann sich im „Landhotel der Seele“ so lange einquartieren und Wache halten, bis er bereit ist, loszulassen.

Aber das ist längst nicht alles: Sein Stück Wald am Flang ist der

bislang einzige private Friedhof Deutschlands. Wenn es sein soll, wird hier auch im Mondstein bestattet – und es darf sogar gefeiert werden: Konzerte und Theater organisiert Roth, an dem irgendwie auch ein Künstler verlorengelangen ist. Die Bläck Fööss waren da, und sogar das Kabarett hat er hergeholt, was nicht nur dem Komiker Hams-Dieter Hüsch gefallen hat, der hier beigesetzt ist. Zu Fritz Roth kommen das Fernsehen – er erklärte den Tod für die Sendung mit der Maus – und jährlich 3000 Schüler. Denen will er nicht nur vom Tod erzählen, sondern sie „zum Leben erziehen“. Er hat ein lebendiges Credo: „Den eigenen Tod stirbt man nur. Den Tod der anderen aber muss man leben. Dafür müssen wir unsere Trauer-Power wiederentdecken.“ Und das darf ruhig etwas anarchisch sein.